

Erhebt täglich

Büchmann.

Nur 100. Wiederkehr seines Geburtstages am 4. Januar.

Dr. Paul Neuburger.

Man braucht seinem Namen nichts hinzuzufügen. Jeder, der sich auch nur entfernt mit geistigen Dingen befaßt hat, kennt ihn. Der über den Ausfall schreibende Pennaler, der mit einem „Sagt doch schon der Dichter“ sich einen Uebergang schaffen will, der müde Journalist, der noch um eine Zeile verlegen ist, für die ihm aus eigenem nichts mehr einfällt, der Parlamentarier, der durch ein Strafmaß den Beifall des schätzigen Hauses erlangen will. Die „Geistlichen Worte“ wirken selbst beständig, wo die Schwingen des Schreibenden oder Sprechenden matt niederfallen, sie geben Licht her, die die Strecken farblos braun erhellten, unter ihnen wachsen zu Hunderten kunte Blüten, die sich belebend zwischen dirre, gleichförmige Worte einreihen lassen. Sie sind zwar nicht in Büchmanns eigenem Garten gewachsen, diese Blüten, aber er hat sie mühselig in fremden Pflanzungen gesammelt und zu Sträußen und Kränzen zusammengewunden. Er hat sie auch sorgsam präpariert, die manchmal so zarten Würzeln blößelegt, so daß man jetzt Namen und Art genau erfahren kann.

Denn daß nun jeder in raschem Suchen zugreifen könne, um sich eine fremde Feder für seinen Hut oder ein Blümchen für sein Stroßloch zu holen, das ist freilich nicht der Zweck von Büchmanns Arbeit gewesen. Dem dienen jetzt auch die Anzahl von Nachtritten und Ausbeuten bequemer. Daß der „Büchmann“ irgend der „Jahresheft“ des deutschen Volkes“ blüht, wie sein Schöpfer ihn im Unterhalt genannt hat, der Irtypus der Jütenammlung, das ist nur ein Tribut der Dankbarkeit aus derjenigen, die für die eindringende, färbende und forschende Arbeit, die in dem Werk liegt, kein Verständnis haben. So wie sie Büchmann geschenkt hat und seine Fortsetzer sie weiter ausgefüllt haben, unter denen vor allem Juppel dem Werk das volle wissenschaftliche Gewicht gegeben hat, sind die „Geistlichen Worte“ ein Kulturspiegel des deutschen Volkes. Sie werfen ihr Licht nach zweierlei Richtung: die Anzahl, die der Sprachgebrauch getroffen hat, die Eigenart der Worte, die er zu seinen besonderen Dingen zu machen für wert hielt, und auf die Anzahl der „Geistlichen Worte“ und seiner Verknüpfung, während andererseits das Zurückverfolgen dieser Worte durch ihre Wandlungen hindurch bis zu ihren Ursprüngen immer aufs neue geistliche Zusammenhänge jeder Art überdeckend erhellt! Daß Büchmann selber nicht eine möglichst reichhaltige Sammlung von Jäten für den Gebrauch bieten wollte, sondern daß er eben in diesem Aufwände des Entstehungsvorganges eine Hauptaufgabe sah, beweist die Beschränkung, die er sich auferlegte, und die durch dies Ziel gerechtfertigt wird. Er hat vornehmlich den Begriff des „Geistlichen Wortes“, den er nach dem homerischen Ausdruck, ihn einen neuen Sinn verleihen, dicitur, nur auf die Anzahl der Worte angewandt, deren Erklärung sich verständig lassen ließ. Er hat sich damit von Aufgabe zu Aufgabe bemüht, die Begriffsbestimmung immer schärfer zu umgrenzen, dennoch ist ihre endgültige Fassung erst seinem Fortsetzer Walter Robert-Fischer gelungen, der den folgenden Verlauf erwähnt: Ein geistliches Wort ist ein in weiteren Kreisen des Vaterlandes bewand angestrebter Ausdruck, dessen oder Name, gleichviel welcher Sprache, dessen bildlicher Uebertrag oder dessen literarischer Uebertrag nachweisbar ist.“ Von Anfang an waren damit zahllose Worte, die

dem Sprachgebrauch als „geistlich“ gelten, ausgeschlossen, während sich andererseits Büchmanns und seiner Nachfolger Sammel- und Unterlebensbezug nicht nur den „Jäten“ zuwandte, unter denen man im allgemeinen nur sorgfältige Wunden, besonders „Einzelsätze“ versteht, sondern sich in großem Umfang mit bloßen Worten oder Ausdrücken befaßte, die als schlagtrügliche Frägen weiterleben. Im einzelnen mußte natürlich der Sammler mit seinen Lesern, die im weiten Sinn auch seine Mitarbeiter waren, oft verlässlicher Meinung sein, ob eine Wendung wirklich durch die Allgemeinheit ihres Gebrauchs der Aufnahme wert sei, während andererseits die Zeit nicht jedem Wort in seiner Anwendung das Recht der Dauer beifügt hat, das ihm als Voraussetzung seiner Aufnahme unter die „Geistlichen Worte“ zuerkannt werden war. Beschänkung des Umfangs, der freilich dennoch mit den Wünschen gemaßert ist, war auch die unerlässliche Vorbedingung, wenn Büchmanns Schöpfung nicht nur ein Nachschlagewerk, sondern auch ein Lesebuch für den Schreibtisch und für das deutsche Haus werden sollte, ein Werkchen, das der Arbeiter romantische Illusionen für ihr deutsches Wörterbuch geholt hatte, und das dort unerfüllt blühte, während es bei den „Geistlichen Worten“ in gewissem Sinn verwirklicht worden ist.

„Denn vor den Besten seiner Zeit gehen
Gedan, der hat gelebt für alle Zeiten.“

Es wäre leicht, aus dem „Büchmann“ noch ein Duzend ähnlicher Werke auszumahlen und als dankbare Spende seinem Schöpfer zum hundertsten Geburtstage zu widmen. Dazu ändert es nichts, daß Büchmann, der Vertriebler und Verkäufer einer glücklichen Idee, auch hier nicht ohne Verdienst gewesen ist. Französische und englische Werke haben ihm den Gehalt eingegeben; daß auch für Deutschland der Begriffsatz Konstantin von Büchhoff schon vor Büchmann den gleichen Weg beschritten hat, darauf hat R. F. Arnold hingewiesen. Mit Büchmanns Reichhaltigkeit und Gründlichkeit kann sich kein Vorgänger messen; er hat ein Muster aufgestellt, das denn auch im Ausland wieder annehmbar weiterwirkte. Hier ist besonders des Italieners Fumagalli großes Werk zu nennen. Das Verdienst, Büchmann zur Zusammenfassung seiner Forschungen auf diesem Gebiet anzuregen zu haben, gebührt einem deutschen Belegler, Friedrich Weidling, dem Inhaber der Haude und Spenerischen Buchhandlung, der einen von Büchmann im Saal des Berliner Schauspielhauses 1864 gehaltenen Vortrag über „Laudläufige Jäten“, denen dabei zum ersten Male der Name „Geistliche Worte“ gegeben war, beirathete.

Ueber das Leben Georg Büchmanns ist wenig zu sagen. Er war ein Berliner Kind, am 4. Januar 1822 geboren, und der größten Teil seines Lebens hat er in Berlin verbracht, über 23 Jahre davon als Oberlehrer an der Friedrich-Werderschen Gewerkschule. Aufenthalte des jungen Mannes in Ausland und fortgesetzte Studien förderten seine Ausbildung. Fremde Sprachen, die auf einer natürlichen Sprachgebildung beruhen, die letzten Jahre seines Lebens, die er bis zu seinem am 24. Februar 1884 erfolgten Tode, im Rückland verbrachte, gaben ihm den Ausbau seines Lebenswerkes. Und dabei wurde ihm denn auch vor allem die reichere Verknüpfung des lebendig klangvollen Gelehrten, in welchem Austausch Anregungen zu geben und zu empfangen. Sein Briefwechsel war auf 900 Korrespondenten emporgewachsen, so daß man wirklich sagen kann, daß das deutsche Volk in vielen seiner besten Köpfe an den „Geistlichen Worten“ mitgearbeitet hat.

Der kurierte Dichter.

Eine lustige Geschichte aus alter Zeit.

Don

Hans Rauge-Braunshweig.

Beim Durchblättern eines seltenen, alten, fast verblasenen Andreassenbüchleins, stammend aus dem Ende des 18. Jahrhunderts, fand ich ein lustiges Geistesstück, dessen Held kein Geringerer als unser beliebter Volksdichter Friedrich von Schiller war.

Schiller besah ums Jahr 1790 einen Freund, der weit jünger war als der Dichter. Dieser junge Mann gab sich nun alltäglich die größte Mühe, es seinem großen Gönner und Vorbild gleichzutun; er wollte auch ein vielgelehrter und beliebter Dichtermann werden. Allein der erstehnte Mufentaus dieses aus, und dem Dichterting gelang es trotz angelegentlicher Beharrlichkeit nicht, ein brauchbares, druckreifes Gedicht zu verfassen. Der unglückliche, begehrende Begabte feste ihn gewöhnlich nach einigen übermühten Nachmittagen in den Sand. Doch Schillers jugendlicher Freund ließ sich von dem einmal gesteckten Ziel nicht abbringen und schmeichelte tapfer neue Reime.

In einem schönen Sommertage — die Sonne meinte es auch für einen Spätherbst zu gut — griff Schiller zum Spasterröck und kletterte ein wenig später die Stiegen zu der Wohnung seines Freundes empor. Auf mehrfachen Klopfen an dessen Zimmertür erfolgte kein Hereintritt. Kurz entschlossen öffnete Schiller die Tür und fand seinen jugendlichen „Kollegen“ schlafend, am Schreibtisch sitzend, vor. Er war über seiner Reimerei eingeschlafen.

Schiller schritt, jedes Gedächtnis verneinend, auf Zehenspitzen näher und nahm Einblick in die gebundenen Worte, die der junge Dichterting vor noch nicht langer Zeit zu Papier gebracht hatte. Offenbar war er infolge der erschöpfenden Tage über seinem Manuskript in Morphens Gefilde verfunken.

Während der Jambeschnitt Scherzschöne, um die ihn ein Großschmied beneidet hätte, hervorbrachte, las Schiller bestänntlich den Anfang des Irdischen Ergusses, der folgendermaßen lautete:

„Frau Sonne sendet ihre Strahlenhosen

„Bis auf des Meeres tiefsten Grund.“

Da nahm Schiller einen Federkiel vom Tintenfaß, kramte ein, und schrieb, still vor sich hinlächelnd, folgenden Satz als Fortsetzung darunter:

„Die Fische fangen an zu schwimmen,

„D Sonne, mach' es nicht zu bunt!“

Dann ging der Weltseufzer, vorsichtig wie er gekommen war, wieder von dannen.

Der Jüngling erwachte geraume Zeit später, rieb sich die Augen und gedachte, das rüchlich begonnene Werk nach besten Kräften zu beenden. Aber wach grenzenloses Erstaunen ergriff ihn, als er die bekannten Schriftzeichen des großen, anerkannten Freundes erblickte!

Der Ueberlieferung zufolge hat es Schiller künftig nicht mehr nötig gehabt, die lyrischen Ergüsse des Dichtertings zu prüfen, oder gar „fortfächern“ zu müssen. Denn Schillers Respekt gegen Dichterting trat alsbald die erminliche Wertung. Der Jüngling soll noch ein ganz brauchbares Stückchen der menschlichen Geistesfähigkeit geworden sein, der seinem Redakteur etwas zu liebe tat! —

Die verhezte Stadt.

Eine bettere Spibüßensgeschichte von

Karl Ettlinger.

2. Fortsetzung.

Andreas verboten.

Seitdem ich in regelmäßigen Zwischenräumen Briefe von Brendorf nach Philadelphia, und von Philadelphia nach Brendorf, aber freilich ohne es seinen mehr. Der alte Bohntraut berichtete getreulich, wie die Polen, Blaitläuse und Salzkühe in seinen Garten gehoben, er überlegte schließlich mit seinem Sohne, wie er wohl am besten seine Villa neu anstreifen ließe (Er nicht zu Pinakäten mit knalligen Tupfen, damit die Brendorfer ein „Unterhaltungsschema“ hätten), er hat seinen Jungen, ihn zu Weihnachten doch wieder eine Neuheit von dem ersten Whistler zu schicken, meldete, daß nichts einer der alten Gläubiger Eubards der Schlag getroffen habe (was Eubard um zehn Jahre zu spät fand), und man merkte allen diesen Briefen an, wie der alte Herr bei diesem Schriftwechsel wieder auflebte. Eine Einladung, über das große Bauger zu kommen und den Whistler einmal an der Quelle zu probieren, — zum Einschlafspass, will nichts an die verdienen, alter Herr! — lehnte er freilich ab. In dieser Zeit begann Eubard Bohntraut von seiner Heimat zu träumen.

Als dann einer der Briefe plötzlich eine ganz ungewohnte lustige Handchrift aufwies. Denn der gute Papa hatte einen Schlaganfall erlitten.

Ein halbes Jahr später kam ein Brief von einem Rechtsanwalt Meier III, in dem zu lesen stand, der gottselige Herr Privatier Anton Bohntraut sei vor acht Tagen faul in dem Herrn eingeschlafen, und er, Rechtsanwalt Meier III, trage die Pflicht an, ob Herr Eubard Bohntraut die anfallige Erbschaft, bestehend aus 74314 Mark und 18 Pfennigen in Bar und Effekten, sowie dem dreißigtägigen Gebäude Villa Sonnenstraße, Höhenstraße 74, antrete. Das Haus sei jetzt noch von dem alten Hausbesitzer Friedrich Quiddorf bewohnt, und er möge möglichst darauf aufmerksam, daß am nächsten April 300 Mark für Hypothekenzinsen fällig seien. Er habe das Vermögen gehabt, dem gottseligen Herrn Papa bisher als Vermögensverwalter und Rechtsbeistand gebietet zu haben, und

er würde es sich zur Ehre anrechnen, auch mit dem Vertrauen des Herrn Sohnes ausgezeichnet zu werden. Und es schmebe noch ein Prozeß gegen den Hausnachbarn wegen dessen biffigen Hundes. Er läbe eine gefällige Antwort mit Interesse entgegen und außerdem sei er mit vorzüglicher Hochachtung der Rechtsanwalt Meier III.

Dieser Brief hatte der Anwalt in einer Sprache abgefaßt, die er für Englisch hielt.

Eubards erster Gedanke war, seine altväterliche Goldbrüde zu verkaufen und in die Heimat zurückzukehren. Einen Käufer zu finden, hätte nicht schwer gehalten. Aber bald vernarrte er den Plan wieder. Nicht kein Vaterland, wohl aber sein Parfloss mußte noch größer sein. Wenn er nach Brendorf zurückkehrte, so mußte er dort in Verhältnissen leben, daß ihm die ganze Einwohnerlichkeit samt Arggäten und hohen Behörden den Budele herunterstürzen konnte.

Und so antwortete er, nachdem er sich viele Wochen Zeit zur Ueberlegung gelassen hatte, Herrn Meier III, es habe ihn außerordentlich gefreut, seine schriftliche Belantheitheit gemacht zu haben, und die Erfolgslust träre an. Der ob der Herr Rechtsanwalt vielleicht das Gegenteil geglaubt habe? Das Vorgehen, die Hypothekenzinsen seien jeweils davon abzudecken, dem Hausmeister Friedrich Quiddorf werde er persönlich schreiben, und der Hund des Nachbarn sei mit einem kleinen Hühnerbrügel totzuschlagen. Für die Rotten lähe er auf. Im übrigen sei er ein Denker und beachneure daher, daß Herr Meier III Briefe an ihn schriftlich in deutscher Sprache abfaße, welche Mühe er sich aber auch sparen könne, da er persönlich in absehbarer Zeit nach Brendorf hinüberreisen werde, um nach dem Rechten zu sehen. Und er verli.ße mit herzlichem Profil der ergebene Eubard Bohntraut, Besitzer eines Salons in Philadelphia.

An alle diese wohlwollenden Begehrenheiten dachte Eubard, während ihm der altersschwache Droihelmauch durch seine Vaterstadt zog. Die Gedanken hundertste ihn jedoch nicht, während der Fahrt aufmerksam das Straßenbild zu prüfen. Gar wenige Häuser kannte er noch. Erst als sie sich der Höhenstraße näherten, fielen ihm einige alte, fernerne Bekanntschaften auf.

Dort, das neue Gebäude, — hat da nicht ehemals die alte natürliche Oberleitungsanlage gehaut, deren niedliches Zimmerrädchen über so fröhliche, lustige Lippen verfügte, daß

ein gewisser siebzehnjähriger Eubard Bohntraut — Schwamm drüber!

Und da drüben in der Edovilla mit dem schlanke Lärmchen, war dort nicht der pensionierte Spartaufsehnduher heimlich gewesen, dem man unbedingt „Krotas“ nachsetzen mußte, weil er dann einen Wutanfall bekam?

Am liebsten hätte er dachte Eubard an den alten Mann, der einst in der Höhenstraße 74 gewohnt hatte, der ihn aus seiner Liebe verlor hatte, der so schnell auf seinen Verschönerungsvorschlag eingegangen war, weil er ihm nie böse gewesen war, und der nun da draußen auf dem Friedhof ruhte unter einem Grabstein, den sein Sohn nur von einer Photographie her kannte. Der alte Friedrich Quiddorf hatte ihm die Photographie gezeigt, mit einem Brief, den Eubard zu beantworten stets von neuem verknümmelte. Und, alle Leute, auch dem Rechtsanwalt Meier III hatte er seit Jahren seine Antwort mehr gegeben, bis Meier III die zweifelhafte Schreibeerei eingestellt hatte.

Da, einzeln, in zehn Minuten würde er vor Herrn Friedrich Quiddorf stehen und votgen vormittag vor Meier III. Und heute nachmittag noch vor dem Grabhügel, der des treuele Vaterberg bedte.

Hallo, — hatte die Edovilla mit dem Lärmchen Doppelgänger bekommen? Jetzt rummelte er schon zum dritten Mal an ihr vorüber.

Der fuhr ihm dieser niederträchtige Ruffstich zum Vergnügen drauf, drauf? Der Droschkenfuhrer machte wohl eine Bewegungstar auf seine Kosten in der guten stückföhligen Luft!

„Neba, schwärzlicher Hofeleuter, wohin denn? Sabe gegag: Nummer 74, Neumal acht plus zwei! Erge keinen Wert auf Spazierenfahren, bin heute schon genug in der Eilenbahn durcheinander gedrückt! Ist worden!“

Phlegmatisch drehte sich der Ruffstich auf dem Bod und: „Nummer 74 gib's nicht! Ich hab die Nummer schon seit vier halben Stunden!“

„D Widofo, o Waster des Saffes!“ beklammerte Bohntraut. „Ganze Stadt scheint zu Ehren des Inblanenschäftlings beduelt! Wenig, mach die Augen auf: Ede Höhenstr. und Mühlentweg! Gar nicht zu verstehen! Nebenan war mat u biffiger Hund.“

Moderne Robinsons.

Wäre Robinson, wenn er in unserer Gegenwart auf seine einsame Insel verlagert wäre, auch noch imstande sein, die eine Kultur von neuem aufzubauen, wie das Defoe nach den tatsächlichen Ergebnissen des Maritimen Selbstisoliro zu wunderbar festgestellt hat?

Diese Frage wirft H. E. Cramley in einem Londoner Blatt auf und berührt damit wirklich einen Hauptpunkt in der Ausbildung des heutigen Menschen. Wir sind ja alle mehr oder weniger Spezialisten, eingepaßt in einen bestimmten Beruf, der nur die Entwicklung beschränkter Fähigkeiten begünstigt, eingetaucht in unseren Wirkungsbereich durch die Schranken, die die Spezialisierung in uns auferlegt. Der Großhändler ist dabei besonders schlimm daran; denn ihm bringt die moderne Technik alles ins Haus, und er kann nicht einmal mehr Feuer machen, wenn er nur noch elektrisch oder mit Gas heizt, er kann nicht einmal mehr Wasser aus einem Schtrunken schöpfen, da ihm der Hahn am Leitungsohr die beliebige Menge liefert.

Dennoch lebt im Menschen unbewußt die Sehnsucht nach Allseitigkeit, der Wunsch, alle Kräfte im Kampfe mit der Natur zu entwickeln. Deshalb ist das Ideal, das sich im Roman und Film darbot: der Abenteuer- und Meeresbesitzer, der alles kann, der imstande ist, sich sein Leben trotz aller ihn umgebenden Ungerechtigkeiten der Spezialisierung in den primitivsten Formen zu gestalten.

Aber wie wenig entspricht der Durchschnittsmensch diesem Idealbild des Meereskönigs. „An erster Stelle kann er schwimmen?“ fragt Cramley. „Oder, um andern zu helfen, kann er ein Boot machen?“ Diese Arbeit könnte wahrscheinlich von einem Zimmermann durchgeführt werden, aber kaum von anderen Handwerkern. Doch nun nehme nur die Frage des Anstehens von Knoten. Wieviele können einen Knoten knüpfen, der nicht aufsteigt? Gibt es doch heute sogar Menschen, die nicht einmal eine Schließe fertig bringt.

Auf eine solche Insel allein verlagert, wie würden wir ohne andere Werkzeuge als unsere Hände aus weiterkommen? Nur wenige sind in der Lage, um einen Vogel durch einen Steinwurf zu erschlagen, um mit dem Feuermachen wie es erst recht bedarf. Und weiter: Der lein heute die Instrumente, die er benötigt, so genau, um einen Schaden an ihnen auszubessern? Der Automobillist ist kaum imstande, seinen Wagen zu reparieren, der Maschinenfabrikant mehr mit seiner Schreibmaschine nicht genau Bescheid.

Wir sind alle einseitig ausgebildet, und es würde uns recht schwer werden, Robinson zu spielen.

Zoro.

Der Gott der New Yorker Arbeitslosen.

Die Zahl der Arbeitslosen in New York ist auf mehr als 500 000 gestiegen. Staats- und Privatbanken haben den Anweisungen dieser Zahl ebenso hilflos gegenüber wie die Industriellen und Kaufleute. Nur ein Mann in New York besitzt den Mut, die Arbeitslosenfrage mit Energie anzupacken und den Versuch zu machen, sie zu lösen: Mr. Urdahl Debow oder, wie er im Volksmund heißt, der „Zoro“ von Doston. Dieser Mann, der unermüdet auf der Suche nach Arbeit, Brot und Hilfe für die Arbeitslosen ist, ist hauptsächlich zum Gott der Arbeitslosen geworden. „Zoro“ wird besen, das ist das resignierte Gebet der hungernden Massen.

„Zoro“ ist unerschrocken in der Durchsührung neuer Pläne und Gebanten, unermüdet, wenn es gilt, den Arbeitslosen zu helfen. Er ist vor allem der Erfinder des sogenannten „modernem Volontee-Klassenmarktes“. Er veranstaltete im Bryant Park Meetings, in denen Arbeitslose gegen Verhöhnung und Quereiter als Arbeitslosen ausgesprochen wurden. Ein Mann nach dem andern trat auf die Tribüne, ein Ausrufer gab die Menge bekannt, wie alt der Mann und von welcher Herkunft er sei und was für ein Gewerbe er treibe. Es gelang ihm zwar nicht, allgütige Arbeitslose auf diese Weise zu verjagen, aber er lenkte das Interesse und die Aufmerksamkeit der Öffentlichkeit neuerlich auf die unzulänglichen Zustände, die durch die Arbeitslosigkeit einer halben Million Menschen geschaffen wurden. Bei einzelnen Klassenmarkten konnte er doch sogar „Klassen“ an den Mann bringen.

Die Polizei sah sich veranlagt, gegen diese Klassenmarkten „Zeros“ einzuschreiten, als in der Nacht vom 18. auf den 19. Dezember 10 000 Menschen die Gasse der 5. Avenue und

der 42. Straße füllte, um Augenzeugen der Aktion zu sein. Die Polizei zerstreute die Menge.

Nun griff „Zoro“ zu einem anderen Mittel. Er erlangte für 5 Hund 3000 Lein Brot, die er auf einen Wagen verlad und mit denen er zeitig morgens in der Cooper Square erschien, wo sich zahlreiche Arbeitslose angemeinelt hatten. Eben wollte er mit der Verteilung der Brote beginnen, als auch hier die Polizei einschritt und ihm wegen des entstehenden Menschenandrangs und Tumults die weitere Verteilung verbot. Am Nachmittag wollte „Zoro“ neuerlich ein Meeting zu Bryant Park abhalten. Die Menge, die gekommen war, wurde jedoch von der Polizei, die französisch-littrische fürstete, mit Knütteln recht unanständig auseinandergetrieben. „Zoro“ wüthete in das Haus eines Freundes, wo er von der Polizei eingesperrt und ihm das Verbrechen abgenommen wurde, daß er künftig von der Abhaltung der Klassenmärkte Abstand nehmen werde.

Als „Zoro“ am Abend nicht zu den gewohnten Zusammenkünften der Arbeitslosen erschien, bemächtigte sich der Menge eine außerordentliche Erregung und alsbald tauchte das Gerücht auf, daß „Zoro“ verhaftet worden sei. Mehrere hundert Arbeitslose machten sich sogleich auf den Weg zum Broadway, ununterbrochen Jubel schallend, und wie ein grauenhafter Wahnsinn auf die Bevölkerung gelte ihr monotoner Gesang: „Wann werden wir zu essen bekommen?“ Auf dem offenen Platz vor dem Centralpark hielten sie eine feie Verammlung ab, in der Reden gehalten wurden. Da zu dieser Stunde gerade die Theater und Vergnügungsalen aus waren, kamen zahlreiche Damen und Herren mit elegant gekleideten Damen und Herren vorüber. Sie alle ließen halten und gaben ihrer Sympathie für die Arbeitslosen und ihrer Hilfsbereitschaft dadurch Ausdruck, daß sie Geld unter die Leute verteilten. Häufig erschienen neue Polizeireferenzen und zerstreuten unter heftiger Anwendung der Knüttel die Raschdemonstranten nach allen Richtungen.

Die unangesehene Tätigkeit „Zeros“, die sich nicht nur auf diese direkten Aktionen beschränkt, sondern auch durch zahlreiche Artikel und Reden von der Öffentlichkeit unterrichtet wird, hat übrigens bereits einen Erfolg gezeitigt. Am 26. Dezember wurde durch Präsidenten Harding eine Konferenz über die Arbeitslosigkeit nach Washington einberufen, die der Handelsminister Hoover persönlich präsiert. Aufgabe der Konferenz wird es sein, den Umfang und die Verteilung der Arbeitslosigkeit zu studieren, um Maßnahmen beraten zu können, die zur wirksamsten Bekämpfung ergreifen werden kann, gleichzeitig soll dort auch darüber beraten werden, wie man dem wirtschaftlichen und industriellen Leben Amerikas zu einer neuen Blüte verhelfen könne.

Das Reichsarbeitsnachweisgesetz und die Frauen.

Von Regine Deutsch.

Aus dem Wunsch, der großen Zersplitterung aus dem Gebiete des Arbeitsnachweises ein Ende zu machen, ist der Entwurf des Arbeitsnachweisgesetzes entstanden. Es bedeutet eine Lebensfrage für unser Volk, daß die Verteilung der Arbeit nach den Grundfragen der wirtschaftlichen Zweckmäßigkeit und sozialen Gerechtigkeit erfolgt.

Die Zentralelei wird das Reichsamt für Arbeitsvermittlung sein. Ihm unterstehen die Landesämter für Arbeitsvermittlung, die wiederum in etlichen Arbeitsämtern für jeden Arbeitsnachweis in ein Verwaltungsausmaß zu bilden, dem vier Beisitzer als Vertreter der Arbeitgeber und Arbeitnehmer angehören. Selbstverständlich können als Beisitzer ebenfalls Frauen in gleicher Anzahl werden. Da dies aber erlassen wird, falls nicht eine besondere Bestimmung im Gesetz es fordert, erscheint sehr zweifelhaft.

Eine im Frühjahre 1921 vom Frauenbundesamt des Bundes deutscher Frauenvereine einberufene Konferenz beschäftigte sich mit dem weiblichen Reichsarbeitsnachweis sowie den weiblichen Mitglieder des Reichsarbeitsrates bringend zu empfehlen. Demnach sind einzuführen, welche die Mitwirkung der Frauen beim Arbeitsnachweis fördern und zwar eine Mitwirkung in allen Instanzen. Daß die weibliche Arbeitsvermittlung durch weibliche Kräfte geleistet soll, erscheint uns als selbstverständliche Forderung, die trotzdem noch nicht überall verwirklicht wird. Denn der männliche Beamte bezieht nur auf ein gewöhnlichmäßig alle irgend für Männer geeigneten Stellen erst mit diesen, bevor er der Frauen gebührt. Arbeit gehört zur weiblichen Arbeitsvermittlung eine gewisse Für-

fortsetzlichkeit, da oft für Kinder und sonstige hilfswürdige Angehörige erst gelahrt werden muß, bevor die Arbeitnahme dabei: „Weibliche Arbeitskräfte sind zunächst durch weibliche Angehörige zu vermitteln.“ Das unvollkommene, „unfähig“ muß angenommen werden, die in Heimen, Orten, wo weibliche Kraft anzuwenden, neben einem männlichen Leiter eine weibliche Kraft anzuwenden. In großen und mittleren Städten, wo dies vielfach heute schon der Fall ist, wird es sich immer durchsetzen lassen. — Auf der Frauenkonferenz wurde von Vertreterin weiblicher Berufsorganisationen der wachsende Wunsch geäußert, man möge über ein funktionierendes Arbeitsnachweis bestehen lassen und nicht lediglich durch diesen Zweckverfolgung verlangen. Der Reichsarbeitsrat hat dem Beschlusse getrogen. Der betreffende Paragraph geht nun dahin, daß die bei Antritten des Gesetzes vorhandenen nicht gemeinschaftlichen Arbeitsnachweise von Berufsvereinigungen und dergleichen auf die Arbeitsnachweisämter im Einvernehmen mit den Vereinigungen der beteiligten Arbeitgeber und Arbeitnehmer übertragen werden, während im ersten Entwurf von einem solchen Einvernehmen überhaupt keine Rede war. Allerdings behält sich der Arbeitsnachweis das Recht vor, die Überführung unabhängig von solchem Einvernehmen zu bewerkstelligen, wenn die genannten Arbeitsnachweise den von diesem Gesetz gestellten Aufgaben nachweislich nicht entsprechen.

Das gewerbliche Stellenvermittlungswesen soll nach dem Gesetz ganz aufhören. Als Zeitpunkt hierfür war der 31. Dezember 1922 geist. Der Reichsarbeitsrat hat diesen Zeitpunkt auf den 31. Dezember 1925 verlegt und man kann wohl annehmen, daß der Reichstag sich dem anschließen wird. Gemäß liegt hierin eine Härte für die gewerblichen Stellenvermittler, aber verschiedene Stände und Berufe haben ähnliche erdulden müssen. — Man denke nur an die zahlreichen Angehörigen von See und Marine. — Man kann daher den gewerblichen Stellenvermittlern nur raten, sich im Hinblick auf einen anderen Beruf tüchtig zu machen. — Alles in allem können die beteiligten Kreise, vor allem die Arbeitnehmer, dem Gesetz mit Befriedigung entgegenzusehen. Es ist wohl geeignet, ihre berechtigten Wünsche auf dem Gebiete des Arbeitsnachweises zu erfüllen. Selbstverständlich ist hierbei wie bei allen Gesetzen die Ausführung die Hauptsache. Die getragenen Wünsche an die richtige Stelle dieses Ziel jedes Arbeitsnachweises möge auch für die Verteilung und Handhabung aller Reichsarbeitsnachweise gelten.

Wußten Sie schon?

Allerhand interessanter Kleinram von Professor Dittion.

(Nachdruck verboten.)

In früheren Jahrhunderten hat das Reuachschloß ein ein bester Brauch. Damit wurde aber manches Unheil angerichtet, und der Rürnbergger Senat verhoffentlich deshalb im Jahre 1758 folgende Kundgebung: „Gebieten demogen und befehlen hienit nochmal ernstlich, bemelten Schlegens, Pfläschens, unzüchtigen Raquet, Schwermers und Feuerwerksen gänzlich zu enthalten bei einer nachhaltigen Geld-Poen, auch empfindlichen Leibes-Straff.“

Das Dreistraßel vom 1. Januar

(Diamant-Rästel) Ich durch ein Versehen falsch wiedergegeben worden. Um zur Lösung zu gelangen, müssen die Punkte hier so



richtig auf die folgende Weise mit Buchstaben ausgefüllt werden.

Der Ruffser wurde groß. „Wenn ich sage, Nummer 74 gibt's nicht, dann gibt's sie nicht; 72 gibt's und 76 gibt's, aber 74 ist nicht! Und das mit der Begeisterung nehmen Sie zurück, oder Sie können zu Fuß laufen!“

Er hatte den Wagen angehalten und die Zügel neben sich gelegt.

„Dein Stolz ehrt dich, alter Anade,“ lenkte Edward gemächlich ein. „Nimm dich ab, von dem allgemeinen Delirium aus, zuhause, und was für ein Gewerbe er treibe. Es gelang ihm zwar nicht, allgütige Arbeitslose auf diese Weise zu verjagen, aber er lenkte das Interesse und die Aufmerksamkeit der Öffentlichkeit neuerlich auf die unzulänglichen Zustände, die durch die Arbeitslosigkeit einer halben Million Menschen geschaffen wurden. Bei einzelnen Klassenmarkten konnte er doch sogar „Klassen“ an den Mann bringen.“

„Gibst's nicht!“ beharrte der Droschkenfahrer. „Da hat wohl früher mal 'n Haus gestanden, ich is nur noch 'n Bauplatz da. Wenn Sie sich d'rauf niederlassen wollen, mit Knecht's pipe sein!“

Jetzt blieb Edward Bohntraut einen Pfuch aus, wie sie nur in dem aberaus fruchtbar Klima Südamerikas gedeihen. Drei Stadwerke nennt du Wildfänger einen Bauplatz? Wenn das mein alter Freund Friedrich Ludworn hört, —

„Der hört schon lange nichts mehr. Der hört seit zwei Jahren nur noch die Engel Halleluja singen, da droben, verstein Se!“

„Was sagst du da? Friedrich Ludworn ist tot? Woher weißt du denn das?“

„Nanu, wenn die Leute begraben werden, sin je meistens tot! Ich werde doch Friedrich Ludworn gefannt haben!“

Edward wurde, Ludworn tot? Ja, zum Donnerwetter, kann was es wohl am besten, scheinlich den Rechtsanwalt aufzufinden.

„Zum Rechtsanwalt Meier III!“ brüllte er. „Ihm war plöglich merkwürdig zu Mute geworden.“

„Ich kenn' keine nummerierte Rechtsanwälte! Da müssen Sie sich schon 'n bißchen deutlicher ausdrücken!“

„Dann laß' zum Anade!“

„Bin ich nicht verflucht! Weiß auch nich, wo der wohnt. Und nu frischen Sie man gefälligst aus meinem Parren raus, der is kein Quartier für Obdachlose! Parren siehe ich nicht, bezahle Sie Ihre zwölf Mark! Süssig, und Lben Se wohl! Mein Gaul kann Ihre Gebrell nicht vertragen, Paul hat Reserven!“

Edward Bohntraut nahm seine Reitkoffer, sprang aus dem Wagen, zählte und lausete der Höflichkeit zu. Der Ruffser hatte Recht: das Haus 74 gab es nicht mehr.

Es war verschwunden. Spürlos verschwunden. Nur noch Reste der Stellmauern zeugten, daß hier einmal ein Haus gestanden hatte, und allerlei Gerümpel, gemischt mit verrosteten Konfereisen, holte des magistralen Schilbes „Abblenden von Schutz strengstens verboten.“

Edward hand mit offenem Munde da. Er triff sich in die rechte Wade, er koste sich auf die Nase: „Aufwach, ed flos! Bist nicht mehr auf dem großen Wasser! ... die Gestankheit ist vorüber ... denn endlich zu dir!“

Aber er konträrrierte seine ehliche, die Nase vergebens. Das Bild vor seinen Augen veränderte sich nicht.

Eine unbändige Mut hatte ihn.

Wie oft hatte er sich in die Räume zurückgetraut, darin er seine Rindheit nicht hätte, wie trübsal hatte er die ersten Möbel hüten wollen, das alte Schlafzimmer, das Bett, in dem sein Vater gestorben war, das große Bild seiner Mutter, den Tisch, an dem er einst seine Schulaufgaben gemacht oder auch nicht gemacht hätte, — und nun waren diese unerschöpflichen Stände verschwunden! Und mit ihnen das ganze Haus.

Aber, Hülle und Kessener, ein Haus kann doch nicht verschwinden! Ickte er und frant: die Hände in die Reifstöße, als sei diese an allem Unheil schuld. ... Niesslich, daß sie wegen Baufalligkeiten abbrechen mußten? Hier in Deutschland haben sie ja 'n verrotte Geispe! ... Aber das hätte mir der vermeintliche Paragrafenhändler Meier III doch gefälligst mitteilen können! ... Allerdings, ich hab' ihm keine Briefe nicht beantwortet, viellicht ist ihm der einseitige Schriftwechsel zu kumm geworden ...

Er rih die Reifstöße auf, frante darin herum, warf den Inhalt, alte Wäsche, Kamm, Bürste, Seife, Parfüm auf die Straße, bis er das geliebte Bündel Briege gefunden hatte und die Lipie ihm bekannte Adresse Meiers feststellen konnte: Kolonade 34, II.

Dann las er hastig die vertretten Gegenstände wieder auf, holte sie wahllos in die Reifstöße und rannte die Höflichkeit abwärts.

Eine halbe Stunde später hatte er sich nach Kolonade Nr. 34 durchgestoß und hier zum zweiten Stod empor.

„Agnes Bergmann, Witwe“, stand da zu lesen. Er rih an der Klingel.

Eine alte Dame öffnete vorsichtig. Sie sah zuerst ängstlich durch den Türspalt, bogerte einen Augenblick, entschloß sich aber dann doch, die Türe aufzumachen.

„Was wünschen Sie?“

„Hier wohnt doch Rechtsanwalt Meier III?“

„Nein.“

„Aber er hat hier gewohnt?“

„Frau Bergmann betrachte den hundernden Fremden mittraulich. Es war doch kein Verdreher? Man las jetzt so viel in der Zeitung.“

„Die letzten zehn Jahre hat er nicht hier gewohnt, denn 'n lange wohnt er hier.“

„Das ist doch hier Hausnummer 34?“

„Ja.“

„Und hier hat in den letzten zehn Jahren kein Meier III gewohnt?“

„Ist: Bohntraut. „Weil: I: S: Es: Ich: was Sie reden, alte Dame! Es hängt mehr davon ab, als Sie ahnen!“

Die alte Frau wich erschrocken einen Schritt zurück. „Nein!“ flüsterte sie, „und es hat auch in der ganzen Stadt keinen Rechtsanwalt Meier III gegeben. Mein seliger Mann war Amtsrichter, da müßt' ich's doch wissen. Zuel Klassenämter liden in Brandenburg, Julius Meier und Adolf Meier, aber Meier III, nein, bestimmt nicht!“

Da brach Edward Bohntraut in ein geistesbesessenes Reden aus, so daß die Amtsrichterswitwe entsetzt die Tür geschlossen und die Eingangstür vorhatte, er hielt sich mit gewaltigen Schritten vor die Türe und schrie, in endlicher Erkenntnis der Sachverhalte:

„Man hat mit mein Haus geklopft! Die Hände haben mit mein Haus geklopft! Und er letzte ich getrickt aus eine Treppenstufe, legte die Reifstöße auf seine Knie und begann bitterlich zu weinen.“

Am Abend desselben Tages sah in Zimmer 36 des Fremdenheimes Sanitas ein Lunder Herr in 'n lein Sommeranzug am Schreibtisch und trug. Die eig in sein Lagerbuch. Auf seinem Schoß hatte er kleiner Koffer, wozu mit schwarzen Lupfen, und schaute interessiert zu, was sein Herr Wichtiges zu Papier zu bringen hatte.

(Fortsetzung folgt.)